

Gottfried Bachl

Weder Mann noch Frau

Wenn Alois Müller in seinem Beitrag über die Marienfrömmigkeit fordert, daß Maria gezeichnet werden muß als Frau, deren Geschlechtlichkeit voll in ihre gottgegebene Berufung eingegangen ist, so gilt ähnliches wohl für jede Frau und jeden Mann, die „um des Himmelreiches willen“ auf die Ehe verzichten. Damit dies geschehen kann, muß die falsche, aber geschichtsmächtige Alternative: „übergeschlechtlicher, engelgleicher Mensch – sündig verfallenes Menschenpaar“ überwunden und eine Kultur des Erotischen geschaffen werden, die jedem Menschen erlaubt, anderen Menschen als Frau oder als Mann zu begegnen. Der folgende Beitrag will dazu helfen, Fehlformen eines einstigen asketischen Lebensstiles zu erkennen und ihre Nachwirkungen zu durchschauen. red

Der Geschlechtsunterschied im Mythos

Das Unbehagen des Menschen an seiner Lage ist auch an der Differenz der Geschlechter entstanden. Frühe Mythen belegen es und enthalten zugleich den Versuch, dem Unterschied zu entkommen, wenigstens durch ein Wissen um seine Genesis. Die Erzählung vom Urmenschen¹, der Mann und Frau in einem, androgyn war, weiß von einem kugelförmigen, bisexuellen Wesen des Anfangs. Es hatte durch seine Konstruktion großes, gewaltiges Leben, ungemindert in seiner Einheit und Potenz. Physische Stärke und geistiges Vermögen zu großen Gedanken führten zur Versuchung, das Sein der Götter zu erobern, den Zugang zum Himmel zu erzwingen. Zeus hatte Mühe, eine Strafe zu finden, die das Menschengeschlecht am Leben erhielt und es zugleich entscheidend schwächte. Es durfte nicht vernichtet werden wegen des Opferdienstes an die Götter, es mußte aber entwaffnet werden, damit es keine Bedrohung der Himmlischen mehr sein konnte. Zeus schnitt das androgyne Wesen entzwei und hatte nun nichts mehr zu befürchten. Der Schnitt trennte zwar die

Einheit, hob aber ihre Macht nicht auf. Denn: „Jeder von uns ist das eine Stück von einem Menschen, da wir ja, zerschnitten wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Also sucht nun immer jedes sein anderes Stück.“² Der Gott hat den in den Himmel transzendierenden Menschen hinunter abgelenkt. Was einmal mit voller Kraft nach oben strebte, wurde in ein horizontal verlaufendes Interesse verwandelt: die Menschenteile suchen sich. „Hiervon ist nun dies die Ursache, daß unsere ursprüngliche Beschaffenheit diese war und wir ganz waren, und dies Verlangen eben und Trachten nach dem Ganzen heißt Liebe.“³ Der Eros ist ein Ergebnis der Hybris, Entfremdung der Einheit, rastlos seliges Suchen nach ihr, Abwehr des Strebens nach dem Leben der Götter und Strafe dafür. Die Existenz des Menschen als Frau und Mann ist sekundär und Verhängnis. Der Mythos legt freilich nahe, den Geschlechtsunterschied als so gegeben hinzunehmen und sich dem Eros hinzugeben, der alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mann und Frau sind zwar nicht mehr der kraftvolle ganze Mensch des Anfangs, aber doch die realen Gestalten, die durch ihren Drang zueinander die verlorene Ganzheit darstellen müssen.

Die christlichen Theologen der Antike haben diese Geschichte gekannt und sie zuweilen auch mit einer gewissen Sympathie den christlichen Ideen angepaßt⁴. Sie haben jedoch, wo es um die fundamentale Empfindung gegenüber dem Dasein im Geschlecht ging, einen Gedanken entwickelt, der viel entschiedener als alle Mythen gegen die sexuelle Differenz gerichtet ist. Die asketische Bewegung im Christentum, die sich als Elite verstand, das Mönchtum also, dem viele Theologen angehörten oder doch ideell verbunden waren, wollte den Exodus aus dem Verhältnis der Geschlechter. Das hieß zuerst Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben, aus der Familie vor allem, jedenfalls radikaler Verzicht auf die erotische Beziehung. Der faktische Austritt wurde mit zunehmender theologischer Reflexion auch begründet als

² Ebd. 191d.

³ Ebd. 192e.

⁴ Gregor von Nyssa, Gespräch mit Makrina, § 18, 1: BKV 56, 326f.; Johannes von Damaskus, Darlegung des orthodoxen Glaubens II, 30: BKV 44, 109–111.

¹ Vgl. Platon, Symposion 189e–193d.

aktive, von der Gnade Gottes getragene Angleichung des Asketen an die materiefreie, geschlechtslose Seinsweise der Engel. Die Faszination, die von der Engel-Existenz ausgeht, ist schon in frühjüdischer Literatur belegt. Die essenische Gemeinde von Chirbet Qumran bildete mit der „Gemeinde der Himmelsöhne“⁵ eine Gemeinschaft, schon in ihrer irdischen Zeit. Ausgesondert aus dem bundesbrüchigen Israel als der verbliebene heilige Rest, ausgetreten aus der Kommunikation mit den übrigen Menschen als den Kindern der Finsternis, sah sich die Sekte allein mit den Engeln verbunden, im Kult, aber auch im Heilswissen, das nur ihr geschenkt worden war. Hier ging es um den ungetrübten Vollzug der Bundestreue, die Reinheit des Verhältnisses zu Gott, aber nicht weniger um Überlegenheit und Freiheit in der gefährlichen Zeit dieser Welt.

Die Suche nach der besseren Gesellschaft der Engel . . .

Auch die christlichen Einsiedler suchten auf ihrem Weg aus der menschlichen Gesellschaft nach der besseren Gesellschaft der Engel. Für die radikale Form des frühen Mönchtums war das die Alternative zum Leben in der normalen Welt von Familie und Staat. Sehr konsequent kam die Bewegung auf den entscheidenden Punkt, klarer als die Qumran-Juden: die Differenz der Geschlechter, sozialisiert in den familiären Beziehungen. Das war die intensivste Form der Bindung an die hiesigen Verhältnisse, die Knechtschaft unter den Notwendigkeiten der Natur. Im begnadeten Verzicht emanzipierte sich die religiöse Elite aus den niederzwingenden Bedingungen und trat im aktiven Vorgriff auf die Seite der Geschöpfe, die in der Vorstellung keine Wesen der stofflichen Welt, also auch ohne Leib, ohne Geschlecht sein sollten, auf die Seite der freien Engel. Diese Idee verband die allein lebenden mit den gemeinsam wohnenden Mönchen. Ein Text aus den Schriften des Johannes Chrysostomus bringt das Interesse, das hier arbeitete, sehr klar heraus: „Sag mir,

wodurch Elias, Elisäus und Johannes, diese wahren Liebhaber der Jungfräulichkeit, sich von den Engeln unterscheiden? Durch nichts als daß sie in der sterblichen Natur festgehalten werden. Wenn man das andere genau betrachtet, wird man sie in nichts geringer ausgestattet finden als jene (= die Engel) . . . Auf der Erde wohnen und dem Zwang der Natur unterworfen sein und doch zu jener Tugend aufsteigen können – siehe, welche eine männliche Kraft, welche Weisheit das ist!“⁶ Daß die Jungfräulichkeit sie dazu gemacht hat, ist in Folgendem offenbar: hätten sie Frauen und Kinder gehabt, hätten sie nicht so heiter und ruhig die Wüste bewohnt, nicht das Haus verachtet und die anderen Einrichtungen des Lebens. Da sie nun von diesen Fesseln befreit sind, leben sie auf der Erde, als wären sie im Himmel. Sie brauchen keine Mauern, kein Dach, kein Bett, keinen Tisch, nichts dergleichen. Zum Obdach haben sie den Himmel, zum Bett die Erde, als Tisch die Wüste . . . Siehst du die Engel auf der Erde? Siehst du die Macht der Jungfräulichkeit? Diese (Wesen), die in Blut und Fleisch gehüllt sind, die auf Erden gehen, dem Zwang der sterblichen Natur unterworfen, macht die Jungfräulichkeit fähig, wie ohne Körper, wie schon im Himmel angefangen, wie schon der Unsterblichkeit teilhaftig, alle diese Dinge zu tun.“⁶

. . . durch extreme Reduktion der fleischlichen Vollzüge

Es ist zwar nicht möglich, das Leben im Fleisch aufzulösen, um unvermittelt in die Geist-Existenz zu gelangen. Aber die extreme Reduktion der fleischlichen Vollzüge, des Essens, des Schlafens, der Kleidung und der Hygiene, vor allem aber der Sexualität versetzen den Asketen in einen Zustand, der schon in diesem Leben dem der Engel gleich ist. Chrysostomus hebt das Moment hervor, das in allen Texten über das christliche Mönchtum eine große Rolle spielt: die Freiheit. Der geschlechtliche Leib mit allen seinen Bedingungen, Verflechtungen, Bedürfnissen, Forderungen, ist nichts als Hindernis und Gefängnis. Er ist als vorläufige Nötigung

⁵ 1 QH 3, 21–23; 1 QS 2, 3–9; vgl. J. Maier – K. Schubert, Die Qumran-Essener (UTB 224), München – Basel 1973, 57–63.

⁶ Über die Jungfräulichkeit 79, 1–2, SC 125, 377ff. Vgl. auch S. Frank, Angelikos Bios, Münster 1964.

noch gehorsam geduldet – und das Geschlecht mit ihm. Aber er ist schon *wie nicht*, denn der eigentliche Mensch unter der Hülle aus Fleisch und Blut ist schon jenseits. Die sexuelle Differenz hält ihn nicht mehr, er hat sie faktisch in ihren Folgen und Möglichkeiten aufgehoben. Sie bedeutet nichts mehr, und, weder Mann noch Frau, bewegt sich der Engel-Mensch in vollkommener Freiheit. Der Vorgriff auf die vom Geschlecht befreite Existenz steht allerdings noch immer unter der Drohung, daß die verbliebene Rest-Natur ihre Wirklichkeit beweist. Die Attacken des sexuellen Triebes, die verlockende Anschauung der konkreten Frauen und Männer bringen die Erinnerung an das Überholte. Der Sexus ist da, das Ideal ist hoch über ihm, aber es hat ihn noch nicht auszumerzen vermocht. Es bedarf also der fortwährenden Abkehr von der Evidenz des Geschlechtes, vom Anblick der Frau und des Mannes. Die absolute Klausur soll helfen, die Bilder zu löschen. Daher die Anstrengung des Vergessens, in dem alles, was geschlechtliche Natur ist, versinken soll, aber auch die Wünsche nach der gnadenhaften endgültigen Befreiung von den Sexualorganen. Die Kirche hatte die buchstäbliche Auslegung des Wortes Jesu von der Eunuchie um des Himmelreiches willen (Mt 19, 12) verboten. Die Selbstkastrierung christlicher Asketen verstieß gegen die Ordnung der Schöpfung. Aber einem Willen, der auf das Ganze ging, mußte diese Lösung immerhin naheliegen. Konnte man nicht wenigstens davon träumen, daß Gott selbst tat, was Menschen verboten war, jene Organe aus dem Leib schnitt, welche Träger des Triebes waren?

Mußte man unter dem zweifachen Druck des Ideals und der Wirklichkeit nicht so träumen? Johannes Cassian berichtet von einem Abt, der nach langem Kampf die innere Keuschheit gewonnen hatte und nur noch eines erreichen wollte: seine Geschlechtsteile sollten sich nicht mehr bewegen, „daß er nicht einmal mehr von jener einfachen und natürlichen Regung weiter getroffen würde, die auch in Kleinkindern und Säuglingen geweckt wird . . . Als er auf seinem begonnenen Verlangen mit immerwährenden Bitten und Tränen unermüdlich bestand, kam in einem nächtlichen Gesicht ein Engel zu ihm,

öffnete seinen Bauch, entfernte aus seinen Eingeweiden eine feurige Fleischdrüse und warf sie weg, fügte dann alle Innereien wieder an ihren Ort, wie sie gewesen waren.“⁷ So triumphal das Freiheitspathos bei Chrysostomus und anderen klingt, es bleibt an die dunkle Regung des Geschlechts gebunden, die sich immer wieder empören kann. Daher ist das Ideal des engelgleichen Lebens nur im Paradox eines Kampfes festgehalten, der ohne das göttliche Wunder der Kastration nicht siegreich bestanden werden kann.

Das ist gewiß Vergangenheit, und wir erinnern uns nicht daran, um Material für Vorwürfe oder Verspottungen gegenüber heute lebenden Christen zu haben. Es hilft aber verstehen, was bis heute den kirchlichen Menschen Schwierigkeiten macht, wenn sie erleben, daß sie Mann und Frau sind und diese Erfahrung mit ihrem Glauben in einen positiven Zusammenhang bringen möchten. Ideale, die mit dem Einsatz von Blut und Leben gesucht worden sind, verlieren nicht ihre Wirkung, wenn die historischen Bedingungen sich geändert haben. Das einmal geschehene Engagement hat Autorität gestiftet, die nun in vielen Kanälen durch die Tradition hin Wertungen und Realisationen bestimmt.

Das zu frühe „Aber“

Schon die christliche Askese der Antike tat sich schwer mit der Aussage, daß der Unterschied der Geschlechter in die Ordnung der *guten* Schöpfung Gottes gehört. Bis in die Traktate der hohen Scholastik rumorte die Frage, ob denn diese Differenz in der Vollendung des Reiches Gottes beibehalten werde, ob nicht alle als *vollkommener Mann* auferstehen werden⁸. Zwar verbieten es die Texte, die Ehe, das erotische Verhältnis für böse zu halten, es wie der Mythos als Verhängnis und Strafe zu betrachten. Es fehlt darum nicht an der formalen Beteuerung, Mann und Frau seien Bild Gottes, ihre Beziehung gut und gottgewollt. Das steht jedoch bis heute unter einem Vorbehalt. In allen Aussagen zum Thema erscheint das große *Aber*

⁷ Collationes Patrum VII, 2: PL 49, 669–670; weitere Erzählungen dieser Art bei Palladius, *Historia Lausiaca* 24, 26, 29: BKV 5, 373–379.

⁸ Thomas von Aquino, *STh*, Supplement q 81a 3.

zu früh. Es ist gut, aber es bedarf der Erlösung. Ehe sich die *Güte* umsetzen kann in Gestaltung und Erfahrung, wird sie schon übersprungen in das Eigentliche, das sie aufhebt. Gewiß, jeder naiven Lyrik über die geschlechtliche Lage des Menschen ist das Ideal vom engelgleichen Leben ein hartes Veto, wenigstens so weit realistisch, als es die Schwierigkeit bewußt macht, die sexuelle Differenz menschlich zu leben. Aber die Reaktion im Ideal verhindert gerade, daß eine Kultur des Erotischen entstehen kann, in der die reale Evidenz gesucht wird, daß die Schöpfung von Mann und Frau gut ist. Das Leiden am Unterschied läßt ihn als übel erscheinen und verleitet dazu, den leichteren Weg des Verzichtes zu wählen. Der Ausfall der Kultur ist durch nichts wettgemacht, gerade nicht durch die Bewunderung derer, die *alles verlassen* haben. Alle Versuche, sie doch noch zu gewinnen, müssen sich am Rande abspielen, werden neuerdings wenigstens halben Herzens geduldet und bedürfen noch immer eines großen apologetischen Aufwandes. Das Ideal hat sich nach außen gesetzt, in die Engelssphäre, es gehört aber *in die Differenz*. Dann erst wird der Mann wie die Frau Zeit haben, als Bild Gottes in der Welt zu erscheinen. Die im asketischen Radikalismus behauptete Alternative: himmlischer übergeschlechtlicher Mensch – sündig verfallenes Menschenpaar ist schlecht. In ihrem Entweder-Oder versinkt die Mitte, in der die konkrete Wirklichkeit zu finden, zu gestalten und zu leben wäre: der Mensch, der als Mann und Frau auf dem Spiele steht. Hier an die Wurzeln zu gehen, wäre die größere Anstrengung. Eine Spiritualität, die in allen Menschengestalten, vor allem in der Frau, den Engel sucht, versäumt es, der realen gebrechlichen Gestalt die Ehre zu geben, das Fleisch als das einzige Medium der Menschwerdung anzuerkennen.

Die Autorität eines einseitigen Ideals

Viele beklagen heute die Tatsache, daß die Kirche das Gehör derer verloren hat, denen sie ethische Weisungen geben will, besonders in sexuellen Belangen. Es fehlt nicht an Behauptungen, der Verfall der Moral sei von diesem Ungehorsam verursacht. Aber viel-

leicht läuft die Kausalität in umgekehrter Richtung. Das Ideal hat einmal die ganze Autorität an sich gezogen, alle Zuständigkeit beansprucht und dem Bereich der natürlichen Verhältnisse das Wort genommen. Es kann seither nur in einer Richtung gesprochen werden, und es wird nur imperativ gesprochen. Die Kompetenz, so scheint es, liegt ganz und gar bei denen, die der Askese verpflichtet sind. Sie verfügen über das Wissen, das allen hilft, auch über das Wissen, das andere aus Erfahrung gewinnen müssen. Es gibt eine Inflation der Befehle und Ermahnungen, die Aussageformen des *Soll* und des *Muß* übertrumpfen an Häufigkeit alle Sprachmuster, in denen ein geduldiges Suchen, Zeigen, Hinweisen, Erscheinenlassen am Werk sein könnte. So redet das Ideal auf eine Realität ein, die es verlassen hat und die ihm fremd und unheimlich geworden ist. In der Unwilligkeit, diesen üppigen, zudringlichen Monologen zuzuhören, die auch unter katholischen Christen weit verbreitet ist, verbirgt sich wohl die Weigerung, das als helfende Weisheit anzuerkennen, meldet sich die Option für einen Tausch der Erfahrungen, für die Gegenseitigkeit der Kompetenz, für ein sparsames, langsames Reden zur Sache, nicht zuletzt die Vermutung, das Ideal habe die Wirklichkeit ärmer erscheinen lassen, als sie ist.

Helmuth Pree

Mann und Frau im neuen Kirchenrecht

Mit dem langen Abschnitt „Beseitigte Benachteiligungen der Frau“ mag der folgende Beitrag ein Zeichen der Ermutigung sein, daß etwas weitergeht, daß Konzil und Codexreform doch in vielen Punkten einen Fortschritt gebracht haben. Stärker ins Gewicht fallen allerdings auch hier die verschiedenen Ungleichbehandlungen von Frau und Mann. Darüber Bescheid zu wissen, dürfte auch für den Seelsorger und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden wichtig sein. red